

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 24 (1948-1949)
Heft: 2

Artikel: Basler Fährengeschichten
Autor: Graber, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069282>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Basler Fährengeschichten

VON RUDOLF GRABER

Illustration von Willy Wenk

Eine Anzahl der besten Fährengeschichten des Verfassers ist soeben in Buchform im «Schweizer-Spiegel»-Verlag erschienen. Die hier abgedruckten Geschichten sind in diesem Buch nicht enthalten.

Das Reizendste und Unwahrscheinlichste, was je auf einer Basler Fähre geschah — es ereignete sich an einem goldenen heitern Juniabend. Da betrat nämlich ein geschmücktes Brautpaar das schon fast gefüllte Schifflein, ein junges, glückatmendes, schönes, stattliches Paar, und winkte vom Schiffsrand aufs innigste zurück nach einem niedern Kleinbasler Häuslein am

Rheinbord, und unter dem Rosenbogen des Häusleins am Gartentor drängte sich eine ganze Hochzeitsgesellschaft und winkte übermütig nach; nur das Tüchlein der Brautmutter wollte nicht flattern, so tränenfeucht war es — da schwang sich plötzlich aus der heitern Luft kopfüber eine Taube auf das Fähredach, und ein ganzer Schwarm junger Täublein senkte sich fröhlich flatternd um

sie, und vom Fäherdach glitt die Taube der Braut auf die Schulter und küßte sie mit ihrem Schnabel vor allen Leuten immer und immer wieder auf den Mund, und die Braut faßte sie aufs liebste unter den Flügeln um die Brust und drückte sie an ihre Wange, an ihre Schläfe, an ihr Herz und küßte sie auf den schillernden Hals, das blaugraue Köpfchen und die schönen starken Flügel — und vom Rand des Fäherdachs guckte dicht gedrängt die junge Taubenbrut zu und stieß eifersüchtig mit den Köpfchen — und auf einmal wirbelten sie allesamt auch noch auf die Braut nieder und suchten jedes ein Plätzlein auf ihr und wollten sie auch auf den Mund küssen, die ganze ungeschickte Sippschaft, und purzelten dabei der Braut wie große weiße Blumen auf Schoß und Knie — denn sie waren alle schneeweiß — da küßte die Braut schnell ihrer so viele sie konnte; dann warf sie die Taubenmutter in die Luft, diese umkreiste noch einmal das gleitende Schifflein, der ganze Schwarm ihrer Jungen stieg ihr nach in die Höhe — auf einmal warfen sich alle aufblitzend herum, die Sonne schimmerte in ihrem warmen Gefieder auf — und weg schwirrten sie, hinüber auf das Dach des rosenumsponnenen Häusleins.

Der Braut glitzerte ein Tränlein im Auge. Sie wischte es mit dem weißen duftigen Schleier weg, lachte und sagte:

« Und dies herzige Täublein wollte einst einer abschießen! »

« Oho », riefen alle, « wer? So einer gehörte ja selber ... »

« Ein schlimmer Mensch », sagte die Braut, « ein Polizist. »

« Aha », sprach der Fährmann und nickte verständnisvoll. « Wer sonst? Wieso? »

Da faßte die Braut ihren Mann um den Arm, schmiegte sich an ihn und plauderte nur so geschwind

die Geschichte von dem angeschossenen Täublein

herunter.

« Ein junger, schöner, aber sehr böser Polizist », sagte sie, « wurde einst von sei-

nem Oberpolizisten abgeschickt, mit seinem Schießgewehr die Täublein herabzuknallen, die herrenlos in der Stadt in Speichern, Glockentürmen und dem Gebälk der Brücken nisteten.

Der wilde junge Polizist faßte mit Freude sein Gewehr, piffte seinem Hund und stellte sich unter jene Brücke dort. Und als das erste Täublein angeflogen kam ins Gebälk hinauf — piff paff! — schoß er's herunter. Es fiel ins Wasser; der Hund patschte hinein und holte es. Aus dem Brückengebälk aber brach jetzt in hellen Wolken das entsetzte Taubenvolk — bumm bumm bumm! pfefferte der Unhold hinein; die toten Tauben regneten nur so auf ihn nieder oder ins Wasser, der Hund kam kaum nach mit Apportieren — ein Täublein aber, jenes wolkenblaue, das eben hier war mit seiner Brut, dies süße Ding streifte der wilde Jäger zum Glück nur mit seiner Kugel hier an der Seite der Brust. Eine Strecke weit flatterte es zu Tode erschreckt davon, viel weiter draußen als alle andern stürzte es ins Wasser — es schwamm, aber mit elendiglichem Flügelschlagen, rasch sein Gefieder durchnetzend; jetzt lag es mit ausgebreiteten Flügeln im Rhein und juckte nur noch mit dem Köpfchen — es wäre ertrunken ...

Aber zum Glück war damals ein Sommertag wie heute, so warm, so schön, und eine Menge Kinder badeten im Rhein, und unter den Kindern ein Mädchen von wenig über fünfzehn, das konnte schwimmen wie ein Otter — es war damals auch noch so glatt und geschmeidig wie ein Otter — »

« Nicht ganz so glatt », sagte der Bräutigam, « und sehr flaumig und golden. »

« Du mußt es ja wissen! » sagte die Braut. « Kurz: das Mädchen hörte kaum das Geknall und sah das Täubchen her treiben, so war es auch schon draußen bei ihm und rettete es voll Zorn und Zärtlichkeit ans Land.

Und stieg eben aus dem Wasser — da kam der Jagdhund angetost, sprang in den Rhein und auf das Mädchen los — es wich entsetzt zurück — aber der Hund verlor den Boden unter den Füßen und mußte schwimmen, und was vermag schon ein schwimmender Hund? — er trieb ab,

pflotschte ans Land zurück, setzte zu einem neuen Sprung an, und wieder und wieder — er erwischte das Mädchen nicht, das Täubchen nicht — .

Aber da erschien, dem Gebell seines Hundes folgend, die heiße Flinte in der Hand, der junge Polizist mit gerötetem Gesicht und sonnenfunkelnden Augen und rief in heller Jagdgier:

„Her damit — und dies plötzlich! Wird's?“

Das Mädchen, weit draußen im Wasser, senkte sein trotziges Stirnlein auf die Taube und fragte:

„Was tun Sie ihr an?“

„Das wirst du sofort sehen. Gib sie nur erst her! Aber beeil dich! Es warten ihrer noch viele.“

Über des Mädchens junges Handgelenk sickerte aus dem Brustgefieder der Taube ein Tröpflein warmes Blut, es spürte des Vogels Herz an seinem Herzen zittern.

„Nein“, sagte es, „Ihnen gebe ich das Täublein nie.“

„Augenblicklich gib's!“ drohte er. „Oder ich zünde dir!“

Das Mädchen wich nur in immer tieferes Wasser. Es hielt den Vogel in beiden Händen vor das Gesicht empor.

„Ich zähl auf drei. Dann steig ich herein und hol die Taube und dich zusammen. Dann kracht's aber!“

„Wenn Sie so gut schwimmen können wie Ihr Hündlein“, sprach es, „kracht's nicht“, und lachte vor lauter Angst.

„Ich will dir dann zeigen, wie ich schwimmen kann, Gexnase!“

„Aber derweil holen Ihnen die Kinder alle Ihre erschossenen Tauben weg!“

Die Kinder ringsumher riefen: „Ja. Wo sind sie?“ und rannten davon nach dem Berglein erschossener Vögel. Der Hund rannte hinter ihnen drein und getraute sich doch nicht, das kleine Volk zu beißen — der Polizist, mit seinen langen Beinen, rannte hinter dem Hunde her — den Augenblick benützte das Mädchen, glitt aus dem Wasser, eilte mit der Taube, so schnell es die Füße trugen, über die Straße in das kleine Haus, schloß die Gartentüre mit

dem Riegel ab und sah aufatmend und böse noch einmal durch die roten Röseli nach dem wilden Taubentöter — da kam er auch schon über die Straße; denn der Jagdhund stand jetzt vor den Tauben und bellte gräßlich die Kinder weg — breit blieb der Polizist vor dem Törchen stehen und forderte noch einmal zornfunkelnd das Täubchen. Aber sie schüttelte zornig wie er den Kopf. Drauf läutete der ungebärdige schöne Mensch an der Gartenglocke. Aber es war niemand in dem Häuslein. Einzig die Nachbarn kamen besorgt durch ihre Gärten hergeschlurft und wollten sehen, wer da zu dem einsamen Mädchen einzudringen wage; da trollte sich der schwarzlockige Schütze. Das Mädchen aber, mit Tränen in den Augen, wusch in der Küche auf seinem Schoße dem sanften schönen Vogel die Wunde aus — und ganz still hielt er dabei — und tupfte sie ihm mit Balsam — und fütterte ihm auf dem Küchentisch Milchbröckeli und Milch — und schmiegte manchmal wieder die Wange an sein Gefieder und streichelte mit den Fingerspitzen den grünen Edelsteinglanz seines Halses, und wenn es ihn streichelte, wurde er gläsern glitzernd dunkelviolet — oh, es fand der Seligkeit mit dem Vogel kein Ende. Und immer sah es über ihn her die sonnenstarken schwarzen Augen des bösen Vogeljägers zornig strahlend an, und sein Herz klopfte, es hatte Angst vor ihm, es ging nachsehen, ob er wieder ins Gärtlein begehre. Aber er war weg.

Des Abends baute der Vater in der Laube hinterm Haus aus einer großen Kiste den allerbehaglichsten Taubenschlag: darin und im Garten und auf den Achseln des Mädchens genas die Taube und küßte es viel hundertmal. Und als sie zu nisten begann, lupfte der Vater im Dach ein paar Ziegel und setzte den Schlag in den Estrich, und die Taube strich weg und kam mit einem schneeweißen Bräutigam wieder.

Eines Tages aber, als das Mädchen mit fliegenden Röcken auf seinem Velo die Stadt hinuntersauste, da hielt es mitten auf einem Platze, vor seiner schwarz-weißen Kanzel herunter, mit weißem Handschuh der Verkehrspolizist an und winkte es zu

sich. Es kam erschreckt und erbost gefahren; es hielt sich mit einer Hand an der Kanzelbrüstung und blickte auf — da sah es in die schwarzglitzrigen Augen seines Feindes.

Und er fragte es:

„Nun — was macht sie, unsere Taube? Ist sie hin? Oder lebt sie noch?“

Es nickte im ersten Schreck, ärgerte sich über sich selber und sagte:

„Ja! Und sie redet jetzt sogar.“

„Was du nicht sagst!“ rief der Polizist. „Einen Augenblick!“ Und hielt mit der Hand eine ganze Kette funkelnder Autos an. „Na, und was spricht sie denn von mir?“

„Ich soll Ihnen einen schönen Gruß ausrichten.“

„Einen Gruß und einen Kuß?“

„Pfui. Nur einen Gruß. Und Sie werde Ihnen ewig dankbar sein.“

„Das denk ich mir.“ Und er ließ die aufgestaute Flut von Autos großartig los-sausen. „Warum eigentlich?“

„Weil Sie ein so schlechter Schütze seien. Und sie hoffe, es gehe Ihnen in Zukunft bei allen Täublein so: daß Sie sie bloß streifen, aber keins ins Herz treffen.“

Und gab der Kanzel einen Stoß und fuhr weg und winkte ihm — »

«Mit allen fünf Fingern an der Nase!» wollte der Bräutigam wissen — er wollte alles besser wissen.

Die Braut aber sprach:

«Und abermals ein halbes Jahr später, da jenes hartnäckige Mädchen in einer Winternacht aus der Tanzstunde heimstapfte ... der Schnee fiel in dichtem Gewirbel, es ging so lautlos drauf einher wie auf einem weißen Lammfell, es tänzelte ein wenig drauf und trällerte ganz leise die letzte wunderschöne Tanzmelodie und dachte höchst merkwürdigerweise eben, wie auf die Melodie wohl mit ihrem Verfolger und heißen Feinde zu tanzen wäre: da stand er plötzlich breit vor ihm im Schneegewirbel, in Mantel und tiefgezogenem Helm, lachte und knirschte gleichzeitig mit den Zähnen vor Lust — es ist das einzige, was nur er kann und die andern Menschen nicht — und sah es mit schwarzen Brombeeraugen

an — ach, wie erschrak sie abermals — fast zu Tode.

„Nun“, sprach er, „kann ich grad mitkommen und mein redendes Täublein holen?“

Sie mußte erst Atem schöpfen. Dann hauchte sie:

„Ja. Nein. Nein!“

Dann sprach er:

„Komm! Ich geleite dich nach Hause. Sonst gehst du am Ende noch im Schnee verloren. Du kannst mir dabei das Neueste von dem Wundertierchen berichten.“

„Es hatte sieben Junge.“

„Und wie viele davon schenkst du mir?“ fragte er.

Vor ihrem Gartentor versprach sie ihm eins auf den Frühling, wenn er es nicht umbringen wollte und auffressen, sondern hegen und pflegen. Oh, sie hatte immer noch Angst vor ihm, wie vor einem Kindlifresser.

Im Frühjahr kam er wahrhaftig in ihr Häuslein und verlangte seine Jungtaube. Er hatte mittlerweile im Estrich seines Hauses einen eigenen Taubenstall gebaut. Aber das Mädchen war nicht da — es war für ein Jahr im Welschland. Jedoch, wenn das Kind ihm die Taube versprochen hatte, so wollte die Mutter sie ihm nicht vorenthalten. Sie stieg mit ihm in den Taubenschlag und ließ ihn wählen.

Nach einem Jahr, als das Mädchen zurück war, grad einen Tag später, grüßte er es über den Rotröselihag in den Garten. Er sagte:

„Sie würde nicht mehr bei dir bleiben, meine Taube, so lieb hat sie mich gekriegt!“ Und als es das bestritt und ihn auslachte, schlug er vor: „Wenn du es nicht glaubst, so bring ich sie dir, und du darfst sie eine Weile in deinem Schlag behalten, und sobald du sie fliegen lässest, sucht sie ihren Weg zurück zu mir. Du kannst ihr auch ein Brieflein anhängen. Ich will es dir dann zeigen.“

Er brachte ihr das Tierlein. Sie hielt es eine Nacht, liebte es eine frühe Morgenstunde lang, knüpfte ihm dann ein weißes Bändchen um den Hals mit einem Briefblatt daran, und auf das Blatt hatte

sie ein fliegendes Täublein gezeichnet, und aus der Tiefe schoß ein wüster strammer Bursche mit dem Gewehr nach dem Vogel, und darunter standen ihre Worte: Uns triffst du nicht!

Dann setzte sie das Täublein auf ihre Hand und hielt es empor — da war es schon weg — und eine Stunde später streckte ihr der Polizist zwischen zwei Fingern das Blättlein über den Hag.

Sie wollte es nicht glauben! Sie faßte es, es war ihr Blättlein; aber er hatte es natürlich in seiner groben Polizistenmanier verunglimpft; er hatte mit rotem Stift in die Brust des Täubleins ein Herz gemalt, da mitten hindurch sauste seine Kugel, und schräg durch ihre Worte prangten rot seine: Nun hat es mich doch.

„Wen hat es?“ fragte das unvorsichtige Mädchen.

„Mein Täublein. Dich!“

„Wen? Oho! Mich?“

Das ging nun doch über die Hutschnur.

Aber ach! er tat so sanft, da er um sie warb, er versteckte seine Wildheit so gut in seinem arglistigen Herzen, seine schwarzen funkelnden Sonnenaugen sahen sie so trunken treuherzig lieb durch und durch an — sie beide hatten auch so schrecklich viel über ihre gegenseitigen Täublein zu beraten, wie über eine Kinderschar: eines Tages hatte es jenes arme Täubchen doch — und jetzt —

Jetzt putschte die Fähre am Großbasler Ufer an, und die Braut stand auf und winkte noch einmal ins Kleinbasel zurück nach dem einstöckigen Rosenhäuslein und winkte und winkte, und konnte sich nicht vom Geländerlein der Fähre lösen, und winkte immerzu — da faßte sie plötzlich der junge, mächtige, lustige Bräutigam um den Rücken und unter den Knien und schwenkte sie in die Luft und trug sie aus der Fähre, und sie zauste seine Haare und rief:

«Und du bleibst halt doch der böse Polizist!»

Und alle in der Fähre sahen einander an und lächelten.

Nur der Fährmann hatte die Worte nicht ganz erfaßt und mußte erst aufge-

klärt werden. Aber als er alles verstanden hatte, rannte er unter dem Dache hervor und rief dem Paar nach, das mit Vogelgeschwindigkeit die alten steilen Steinstiegen hinaufjagte:

«Reißt euch nur die Köpfe nicht aus beim Schnäbeln, ihr zwei!»

Hei, was brach jetzt auf der Fähre für ein Sturm los an Geschichten, wie zwei einander für immer gefunden hatten . . ., daß keiner weichen wollte und der Fährmann nicht wußte, wohin horchen.

Da berichtete alsbald eine muntere alte Frau (sie war ihrer Sprache nach aus dem Appenzell hierher in die Stadt verschlagen worden; die Würze der Alpenkräutlein hing oft in ihren lustigen Wörtchen und Augen) — sie berichtete

die Geschichte von dem Raubmörder Studinger

«Nachdem uns Geschick und Mißgeschick hierher in die Stadt verschlagen hatten, mich und meine Töchter», hob sie geschwind an, «da diente eine von ihnen, die älteste und munterste, Namens Susi, als Magd bei einem Stadtmissionar und dessen Familie. Das Haus war groß, alt, schlicht und trübselig. Die Kastanienbäume im Kieshof drückten ihre dunkelgrünen Stirnen so dicht an die Fenster, daß den ganzen Sommer über eine Düsternis die Stuben erfüllte; der große Betsaal stand die Woche durch trostlos öd und roch nach Seufzern; die Frau Missionarin und deren Schwester überboten sich alltäglich in Gebeten und Versenkungen; der kleine, dicke, glatzköpfige Herr Stadtmissionar wollte zwar gleich einmal mit den ersten Erweckungsversuchen bei der lustigen Susi beginnen; aber beim ersten Seelenschürfen schon zuckte seine Frau wie ein Specht mit der Nase dazwischen — ach, meiner Tochter war oft, sie müsse auf und davon und irgendwo ein Bier und einen Landjäger schnappen und einmal wieder jödeln und jauchzen aus voller Brust und gumpen wie ein Heugumper.

Da schickte es sich, daß an einem düstern Nebelabend im späten November

die Susi ganz allein das weitläufige Gebäude hütete. Die geistliche Familie war an einen Wohltätigkeitsbasar gezogen, um durch Gesang und Gitarrenspiel die Besucher zu betören und zu waghalsigen Käufen hinzureißen.

Susi legte im Waschhaus Wäsche ein für morgen. Da hörte sie die Glocke gehn, sie klapperte in den nassen Holzschuhen durch die langen dunkeln Gänge; vor der Haustür stand der schwärzeste, wildeste, düsterste Bursche, den sie je gesehen: etwa in ihrem Alter, aber mit so unterirdisch glühenden Augen, einem Gesicht so voller schwarzer Tobel: er fragte auffallend freundlich und leise, ob er den Herrn Missionar sprechen könne — nein, der kam erst auf sieben Uhr zurück, und jetzt war noch nicht sechs.

Aber der Bursche behauptete, extra seinetwegen hergewandert zu sein und nicht gern unverrichteter Dinge zurückmarschieren zu wollen — ob er nicht irgendwo warten könnte? Und ließ seine unheimlichen Augen spähend umherrollen, ja, er drängte auch schon halb an ihr vorbei, und halb machte sie ihm vor Schreck Platz, und seine Schuhnägel kritzten auf den Sandsteinplatten wie spitze Dolche, und sie wußte: er war ein Räuber und wollte sie und vielleicht die ganze Stadtmissionarsfamilie ermorden; er kam aus seinem Schlupfwinkel im Wald; er roch nach Harz, Rinde und Tannkries; sogar in seinem verschwitzten Lismer staken Tannadeln; sie staken in der schwarzen gestrickten Wollkappe, wie sie Räuber vor dem Überfall auf Menschen übers Gesicht zu ziehen pflegen, und als er sie jetzt doch vom Haupt zerrte, da er eintrat, staken ihm noch Tannadeln in seinem filzdichten schwarzen Chrüseliräuberhaar. Er wollte sie ermorden, Susi spürte es durch Leib und Glieder mit Gruseln; aber auf dem Grund ihres Grusels kochte wie Himbeerkonfitüre so süß die merkwürdigste Wollust, und zudem goß ihr der liebe Gott über ihren Gefühlswirrwarr hinüber auch noch einen Guß derartiger Todesergebenheit, daß sie nicht anders konnte: trotzdem sie wußte, daß er sich jetzt dann im nächsten Augenblick umkehren

und ihr sein blitzendes Räubermesser durch den Leib rennen würde, ging sie wie ein Schäflein zur Opferbank still und gefaßt neben ihm die Stiege hinauf und führte ihn gegen das Studierzimmer des Herrn. Der Räuber besann sich im letzten Augenblick doch noch anders: er tötete sie nicht, ließ sich vielmehr ins Zimmer bugsieren und setzte sich schwer und sie düster messend in den tiefen Ohrenlehnstuhl des Herrn Stadtmissionars. Susi drückte ihm in der ersten Dankbarkeit, daß er sie vorläufig noch am Leben gelassen, das Buch in die Hand mit der Lebensgeschichte des Erweckers und Wundertäters Johann Christoph Blumhart; es lag gerade in der Nähe. Dann erinnerte sie sich plötzlich, daß ihr ja die Wäsche überkoche, und sie entlief ins Waschhaus. Aber als sie dort im Dampf und Gessprudel kaum nur zum Rechten gesehen, schoß ihr auch schon wieder die Angst durch den Kopf, der Räuber könnte mittlerweile das Haus ausplündern und flüchten — kurz, sie streifte die Holzschuhe von den Füßen, glitt in den Strümpfen vor das Studierzimmer und schloß so leise den Mörder mit dem Schlüssel ein, daß dieser ahnungslos in der Falle saß.

Mit klopfendem Herzen brühte sie fertig. Jeden Augenblick lauschte sie, ob nicht ein Donneregepolter die Tür sprengte. Einstweilen blieb es still. Und nun schlug es ja auch schon vom nahen Schulhaustürmlein sieben, und der rettende Herr Stadtmissionar konnte nicht mehr fern sein — aber er kam nicht. (Es wurde nämlich an dem Basar eben noch ein Schinken auf sein Gewicht geschätzt, und wer am besten schätzen würde, sollte ihn kriegen, und die Frau Stadtmissionarin hatte ein unglaublich scharfes Auge für die Schwere von derlei Dingen — darum hatte auch der Herr Stadtmissionar einen Wetteinsatz gewagt.)

Um viertel nach sieben aber — wumm bumm! als Susi eben das stockdunkle weite Stiegenhaus hinaufschlich, um oben in ihrer Kammer ihr nasses Zeug gegen warmes trockenes (und auch ein wenig netteres) zu vertauschen (denn, wenn schon gestorben sein mußte, wollte sie wenigstens nicht in den ältesten Röcken abfotografiert und in

die Zeitung gedruckt werden) — da rüttelte etwas von innen an der Studierstubentür, und eine fürchterliche Stimme dröhnte:

„Aufmachen! Ich bin eingeschlossen. Aufmachen!“

Susi schoß in ungeheurem Schreck gleich noch ein paar Stufen aufwärts. Auf einmal aber schrie sie übers Stieggeländer:

„Für Sie wird noch beizeiten aufgemacht — aber dann von einem, der es mit Ihnen aufnimmt!“

Einen Augenblick war es still hinter der Tür. Drauf rief der Räuber:

„Also du hast mich eingeschlossen, Krott, du! Mach augenblicklich auf, sonst klemm ich das Schloß mit meinem Messer los — und dann büßest du es mir! Und wie büßest du es mir!“

Und tat wohl einen Schritt zur Seite hinter der Tür, sein Messer aus dem Sack zu reißen. Denn plötzlich schoß aus dem Schlüsseloch der Studierstube in die Schwärze des unheimlichen Treppenhauses ein Lichtstrahl scharf und hell wie eine geschliffene Klinge. Er traf Susi mitten ins Herz.

„Das weiß ich“, rief sie, „daß ich es büßen muß. Aber wenn Sie meinen, daß Sie mich billig erwischen, dann täuschen Sie sich. Ein Mädchen kann eine weiße Haut haben und lustig dreinsehen — aber unter der Haut besitzt es Muskeln, daß es sogar einem Raubmörder den Hals zudrückt im Sterben.“

„Zwei auf einen Schlag“, brummte der Unhold betroffen. „Aber woher wußtest du es, was dir blüht, sag, du Haghexe?“

„Mit Ihnen zu reden hab ich gar keinen Grund“, rief Susi mit Zähneklappern. „Aber wenn eine sechsmal in einem Monat von jemand träumt, und dassiebentemal kommt er selber, dann weiß sie, was es gilt.“

„Allerdings“, sprach der Räuber. „Und was hab ich die ersten sechsmal mit dir angestellt? (Nur damit ich es das siebentemal richtig mache.“)

„Das geht Sie nichts an!“ stieß Susi heraus.

„Erstochen?“

„Das wollten Sie — und dann — Lieber Heiland“, schrie sie auf, „mein Hei-

land!“ — denn in diesem Augenblick klirrte unten ein Schlüssel in der Haustür, und der Herr Stadtmissionar, den Schinken in weißem Papier vor der Brust wie einen Täufeling, kam, überall Licht machend, lustvoll und strahlend mit den Seinen heraufgeschwebt. Susi aber, nah an einer Ohnmacht, konnte nur noch lallen:

„Ein Räuber! Ich hab ihn eingeschlossen!“

Da rief auch schon der schwarze Verbrecher durchs Schlüsseloch mit der freudigsten Stimme:

„Herr Stadtmissionar, Ihr Peter Stüdinger sitzt hier festgeriegelt — die verrückte Jungfer mit dem Chruselihaar nimmt mich für einen wandernden Mörder!“

„Was?“ rief der Stadtmissionar, „eine Freude über die andere! Erst der Schinken, dann der Peter!“ schmetterte die Tür auf, schloß den schwarzen Peter in die Arme und klopfte ihm mit der freien Rechten auf den Rücken. „Wie geht's? Wie geht's?“

Gut ging es dem Peter. Der Herr Stadtmissionar hatte den armen Verdingbuben einst aus den mißlichsten Verhältnissen befreit und ihm zu einer ordentlichen Knechtenstelle verholfen — aber mittlerweile hatte sich der Peter selbständig gemacht und holte jetzt für seine Gemeinde — und wenn alles gut ging, kam er gar an Ostern zur Kantonspolizei.

War das eine Freude! Der Peter mußte zum Nachtessen bleiben, der Herr Stadtmissionar holte sogar mit ihm zusammen eine Flasche Roten aus dem Keller und goß ihn verschwenderisch in den Schwarztee, den sie zum Schinken tranken — die dumme Susi aber, nachdem sie alles aufgetragen, mußte sich zu ihnen an den Tisch setzen und mithalten — und berichten.

„So schau ich also drein“, sprach der dunkle Peter und beguckte sich im silbernen Teelöffel, worin er noch viel fürchterlicher aussah. „Ich sollte halt jemand haben, der zu mir sieht, besonders wenn ich jetzt dann zur Kantonspolizei komme. Sonst halten mich die Diebe noch für ihresgleichen und rennen überhaupt nicht davon vor mir. Und was dann? Aber wen werde ich schon finden?“

Und besah sich jetzt teils auf der Rückseite des Teelöffels, teils in den Augen der Jungfer.

Susi seufzte und sagte, er solle ihr nicht zürnen. Aber ihr Räuber im Traum habe so haargenau ausgesehen wie er, wenn er sie mit seinem Messer verfolgte — aber das allermerkwürdigste wäre: jedesmal, wenn er sie eingeholt, sei er plötzlich wie verwandelt gewesen und so nett zu ihr.

„Auch so nett wie der Peter jetzt?“ fragte der Herr Stadtmissionar in überschäumender Fröhlichkeit.

„Eher noch netter“, sagte Susi und errötete.

„Ich würde mir aber gern Mühe geben, es auch zu lernen!“ versprach Peter. „Sogar heute abend schon, wenn ich dürfte.“

Die Frau Stadtmissionarin schüttelte streng den Kopf über dies ausgelassene Hin und Her und zizzerte deutlich mit den Zähnen: z z z!

Und Susi rief:

„Oho! das wollte ich Ihnen raten! Das wissen Sie ja gar nicht, wie es war in den Träumen.“

„Das kann er sich ausmalen“, rief der Herr Stadtmissionar unbesonnen. Er erhielt denn auch einen kummervollen Blick seiner Schwägerin und sprang sofort auf und suchte verzweifelt seinen Pfeifentabak, um seine Beschämung wegen seines Übermutes zu verbergen, und paffte sich mit Peter zusammen hinter dicke Rauchwolken.

Aus den Rauchwolken aber funkelten von Zeit zu Zeit Peters schreckliche Feuer-
augen auf die närrische Susi, die nach dem Geschirrwaschen strickend mit im Kreise saß, und durch die Risse ins Rauchgewölk hinein spähten wieder ihre flinken Gluckeraugen; und jedesmal, wenn sie ihn sah, wie er jetzt so behaglich an der geliehenen Missionarpfeife sog, fand sie sein wildes Gesicht schöner; die Wildheit ihrer Heimat war darin, schwarzer Tannenschlag und risiger dunkler Fels — und wer jetzt nicht errät, daß sie längst Frau Kantonspolizeioberwachtmeisterin ist, dem ist nicht zu helfen.»

Und sah den Fährmann fragend an.

Der Fährmann wollte eben gröblich den Mund auftun — da schnitt ihm auch schon ein heiterer alter Herr, aus behaglicher Fülle redend und mit klaren dunklen Augen heimlich dazu lachend, das Wort ab und erzählte in reinem und gewähltem Baseldeutsch

die Geschichte von der Brautfahrt

«Auf einem der schönen Waldberge um Basel liegt, halb im Grün der Laubwipfel versteckt, mit dem Kirchturm aber weit ins Rheintal winkend, ein Kloster — jedoch, dem genius loci entsprechend, ein evangelisches. Oder darf ich die Anstalt am Ende gar nicht Kloster nennen, weil ihr Abt verheiratet sein und Gemahl und Töchterlein mitten unter den sanften Mönchen bei sich halten darf? Oder nicht, weil an Sonntagen Männlein und Weiblein der weiten Umgebung ungescheucht zwischen den zahlreichen Klostergebäulichkeiten durchflanieren, ja in einer Gasthalle sich von den jungen, krankhaft aufgeregten Mönchlein mit Kakao bewirten lassen? Doch, es ist trotzdem ein Kloster, wenn wir an die Mehrzahl der Bewohner denken, an die Schar der Predigerzöglinge. Sie alle sind unbeweibt, einer wie der andere, und stehen doch in den feurigsten Jahren ihrer Mannheit; sie sollten atmen wie die durchsichtigen Engelein im Paradies — ach! und wer vermöchte die Schauer zu zählen, die ein neues Tenniskleid des Abttöchterleins über sämtliche Rücken der stillen eingengten Jungmännerschar jagt und immer wieder jagt?

Das Unerträgliche solchen Mönchtums beseufzte an einem so schönen Juninachmittag wie heute tief einer der Zöglinge, da er den grünen Buchenwald von der keuschen Berghöhe niederstieg ins Tal. Er war der Fortgeschrittensten einer, ein Schaffhauser aus der Gegend des Beerliweins, und sonst durch und durch wie seine Sprache so hell, lustig, schneidend, vordergründig und jeder dunklern Tiefe abhold. Er war erst Buchbinder gewesen, hatte indes über dem Beschneiden und Heften von frommen Traktaten, in die er seine geschwinde Nase gesteckt, seine Berufung zu etwas Abwechs-

lungsreicherem entdeckt und unterrichtete nun als schneller Tausendsassa bereits wieder die Untersten seiner Kameraden, predigte auch an Sonntagen bald da, bald dort im weitem Umkreis heftig vor andächtigen Gemeindlein und stand dicht vor seiner Einsegnung und seinem Abflug in die weite Welt. Er war einer der wenigen Eidgenossen unter seinen Gefährten und ragte schon darum an Aufsässigkeit deutlich aus ihrer geduldigen Schar; er konnte aber manchmal sogar überhelvetisch widerborstig werden und so überzwerch wie sein struppiges braunes Stirnhaar und sein immer ein wenig schief sitzendes Brillengestell. Gegen sich selber allerdings war der Ungeläuterte leider die Nachsicht und das Mitleid selbst, und daher kames, daß er, durch den sonnen-durchblitzten Wald hinabstreifend, sich empört sagte, nun habe er aber lang genug das Äußerste mitgemacht an Anfechtung, das

vom lieben Gott billigerweise einem einzelnen Menschen zugemutet werden könne. Und wie er plötzlich über einem hohen Steinbruch aus dem Walde trat und in der glitzernden Talferne die Türme und Dächer der stattlichen Stadt Basel schimmern sah — da faltete er die Hände, blickte in die goldene Abendsonne wie in das funkelnde Auge Gottes und sprach in nur zu hörbarem Trotz:

„Vater dort drüben, du bist der Gott der Liebe; du kannst nicht wollen, daß die Liebe in uns Menschen zu etwas Wüstem vergäre — führe mir endlich die Gefährtin zu, auf die ich mein Sehnen und Sinnen werfen darf — führe mir sie morgen zu; denn anders vermag meine Seele nicht mehr ungetrübt zu bleiben — sie sei die erste, auf die morgen in der Frühe des Sonntags mein Auge falle.“

Denn es war Samstagabend; in der

Da musste ich lachen . . .

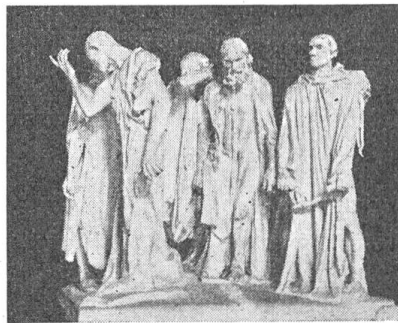
Nochmals «Die Bürger von Calais»

Neben dem Kunsthaus in Zürich stand Rodins Gruppe „Die Bürger von Calais“ mit den sechs Patriziern der belagerten Stadt, die sich dem Sieger freiwillig, todesbereit stellen, um so deren Untergang zu verhüten. Sie tragen Büsserhemden und haben Stricke um den Hals gelegt, wie zum Tod Verurteilte.

Eine ältere protestantische Krankenschwester naht sich dem Denkmal mit einer Freundin. Diese hält sich vor den Männern im Hemd schämig im Hintergrund, die Krankenschwester, für einen derartigen

Anblick offenbar abgehärtet, nimmt die Gruppe gewissenhaft in Augenschein. Sie sieht die leidbedrückten Gesichter der Männer, die Verzweiflung in ihrer Haltung, sie nimmt Abstand, tritt wieder näher, umwandelt die Gruppe, und von der Rückseite her, wo die schweren, wie am Boden haftenden Glieder der Männer sichtbar sind, ruft sie ihrer Freundin energisch und bestimmt zu: „Das isch guet, das isch sehr guet! So gseht es nacktigs Männebei uus, grad eso! Ich ha scho mängs gseh! —“

R. S.



Stadt Basel war heute das alljährliche Missionsfest mit Glockengeläute jubelnd angebrochen. Scharen eifriger Gottesverkünder und -verkünderinnen durchfluteten mit verklärten Gesichtern die gastliche Stadt — unser junger Missionar war von seiner Anstalt ausgesandt worden, heute nacht an der Eröffnungsfeierlichkeit teilzunehmen und morgen Sonntag früh sogar als Sendbote einen Gruß und eine kleine Ansprache der Festversammlung zu übermitteln — er trug in einem Kofferlein sein bißchen Notwendiges für die Nacht mit.

Er hatte nun zwar kaum das Gelübde abgelegt, so mußte er sich doch fragen, ob er jetzt nicht etwas Unchristliches getan und von Gott etwas zu erzwingen versucht habe. Allein indem er neben dem Steinbruch niederstieg und die Welt so golden lockend da draußen lag, auch die strahlende Sonne sein Blut im schnellen Wandern heiß kochte, fand er voller Entrüstung gegen sein Zweifeln den Antrag, den er dem lieben Gott gestellt, sehr in Ordnung und zog mit immer größern und fröhlichern Schritten in wachsender Herzenslust und Neugier der Stadt entgegen, worin ihm morgen früh der Herr seinen Schatz und Hort zeigen würde.

Er kam ins Missionshaus, meldete sich frohlockend an — die erste Nachricht, die er erhielt, war, daß die Leute, bei denen er hätte übernachten sollen, durch den Tod eines alleinstehenden Onkels über die Festtage fortgerufen worden seien. Nun, es gab schon noch Freiplätze für die Nacht. Die Sekretärin blätterte mehrere Zettelchen durch, warf einen sinnenden, prüfenden Blick auf ihn und teilte ihm die Adresse einer Witwe mit, die über dem ehemaligen Stadtgraben unweit der Kirche von St. Peter wohnte. Der junge Glaubensbote fand im Handkehrum das hohe freistehende Haus. Die Witwe hatte darin das oberste Geschoß inne und eine darüberschwebende Dachterrasse mit durchbrochenem Steingeländer und vielen blühenden Oleanderbäumchen. Sie war eine volle, lässige, immer noch sehr schöne Frau, um und um so rund und weich wie die Engel seiner Träume und allem Anschein nach genau so bequem und nach-

giebig gegen sich selbst wie er. Und außerdem traten ihm sofort im Gang die drei Töchter der Witwe voll jugendlicher Neugier freudenreich entgegen, alle drei hellblond und so wunderschön von Haut und Gliedern, wie er noch nichts gesehen hatte, und dabei jede wieder verlockend andersartig: die Einundzwanzigjährige kräftig, rund, untersetzt, mit dem hellsten schelmischen Lächeln auf den derben, süßen, hellen Grübchenwangen — die Neunzehnjährige schmaler, nervöser und fein, mit einem zarten Flackern in Blick, Mund und Haaren, einem Flackern: bald als verberge sie eine rasche Trauer, bald Ungeduld, bald Leidenschaft — die Fünfzehnjährige eine Knospe, herb, duftlos, immer gekränkt und sich von den zwei andern Schwestern zurückgesetzt fühlend, dabei aber mit fast knabenhafter Bedenkenlosigkeit bereit, sich ihr Recht den andern gegenüber zu verschaffen, wo immer es sei.

Der junge Seelenhirte, die Witwe und alle drei Töchter nahmen gehobenen Herzens an der Abendandacht teil, die alle Festbesucher zum erstenmal innig vereinte. Sodann genossen sie alle fünf hoch auf der blühenden Altane des Hauses noch den Abend. Die Töchter hatten Kaffee gebraut. Während der zarte junge Mond wie eine Liebesleuchte am reinen halbdunkeln Nachthimmel emporstieg, saßen die drei Töchter zwischen den Oleanderbäumchen auf hohen farbigen Polsterkissen zu Füßen ihrer Mama; diese genoß, auf leicht erhöhtem Podium in einen Polsterstuhl gelehnt, mit fürstlicher Gelassenheit aus einer schönen, goldverschnörkelten Schale den dunkeln Kaffee und griff von Zeit zu Zeit mit sicherer Hand nach einem Feldstecher, um rund umher in den erhellten Fenstern der niedrigeren Häuser kleinere Familienbegebenheiten abzulesen und sie ihrem lauschenden Kreise zu berichten. Der junge, feurige, struppige Missionar saß auf einem Stuhl zu ihrer Rechten, unterm selben Oleanderbäumchen wie sie, dessen spitzes Laub ihn von Zeit zu Zeit in den Nacken stach, während die weichen großen Blüten ihm sanft die Wangen streichelten. Lieblich schallte das Klingeln der kleinen Kaffeetassen, lust-

voll das Gelächter und Geplauder der entzückenden Mädchen unter dem Laub empor — es war nur natürlich, daß auch die Familienverhältnisse und Aussichten des jungen Heidenfängers mit allem Eifer angehört wurden, wobei der Hoffnungsfreudige seine zukünftigen Wirkungsfelder in schönen, satten, reichen Farben schilderte. Alle gingen sie glücklich zu Bett — auch die Witwe und ihre drei Töchter von einer unerklärlichen Hoffnungsfreudigkeit bewegt. Der junge, aufgeregte Missionar aber träumte noch lange von seinem Lager in den jungen Mond im sanften, dunkel gewordenen Nachthimmel, das Herz von der rasendsten Freude auf morgen früh erfüllt; immer wieder bat er Gott, ihm die Richtige unter den vieren als erste vor Augen zu führen. Aber welche war die eine? Er faßte in seinem Sinnen von den vier schönen weiblichen Wesen eines nach dem andern um die Schultern, zog sie ein wenig an sich und sah ihnen tief in die Augen. Auf einmal aber war er entschlafen (ihm blieb später ganz dunkel die Erinnerung, er habe sich eben noch einmal mit der wilden Jüngsten beschäftigt gehabt) — schlief, schlief, schlief selig in einem freudigen Hui die Nacht durch, wachte schon am ersten Strahl einer goldenen Sonne auf, die unhörbar mit tausendfältigen Lichtern in den Morgenhimmel hinauf jubilierte — und horchte, auf den Ellbogen gestützt und mit seinem Herzen einen rasenden Trommelwirbel gegen sein Rippengitter schlagend, mit der unsäglichsten Gier in die Stille der schlafenden Wohnung hinein.

„Lieber Gott“, rief er innerlich, „welche ist's?“ und sprang behend vor Lust und Kampfgier wie weiland Achilleus von seinem Lager. Er begab sich, absichtlich mit seiner Tür mehrmals knarrend, in eine entlegene Zelle, rauschte mit den Wassergüssen wie ein Flußgott — lauschte — horch! Ein Tritt seufzte leise über den Fußboden her — ihn aber durchschüttelte in diesem Augenblick auch schon der garstigste Schreck: Wie, wenn der liebe Gott jetzt eben ganz nur mit der Eröffnung des Missionsfestes beschäftigt war und sein Verkünder die Falsche erwischte — die Witwe, die träge,

mit ihrem Feldstecher in der Hand — oder die zu breite Älteste, die so merkwürdig wissend lächelte — oder die Zweite mit ihrer nervösen heftigen Flackrigkeit — oder gar das freche, unfertige Kücken von einer Jüngsten — witsch! Mit geschlossenen Augen schoß er aus dem Räumlein, jagte auf den Zehenspitzen über den Flur, fuhr wie ein geölter Blitz in sein Zimmer zurück, drückte die Tür hinter sich ins Schloß, sank aufs Lager und verfluchte, so kurz nach seiner höchsten Lust schon, sich und sein Schicksal.

Denn jetzt galt es ernst. Aus vier unverbindlich Vorgeführten wurde die eine und einzige für Zeit und Ewigkeit — hei, und schon schlug sein Rebellenhüflein, das gestern so heftig gegen Gott gezwackt, mit aller Verzweiflung gegen das Joch, das mit klirrenden Ringen gegen ihn sich senkte.

Zwar hieße es seine Mannhaftigkeit verkleinern, wollte ich behaupten, der kommende Bräutigam habe in den paar folgenden Stunden hinter der sichern Tür seines Schlafgemachs nicht auch Augenblicke des Muts, ja einer (allerdings stark herabgebrannten) Lüsternheit gehabt, wo er drauf und dran war, aufzuspringen, hinauszustürzen und sein Schicksal auf sich zu nehmen und zu umarmen.

Aber je länger und ausführlicher die Glocken in den Morgen schlugen, je wärmer und schwüler der Missionssonntag durch die Jalousien hereinkroch, um desto katzenjämmerlicher und elender ward dem Armen; er durfte schon gar nicht mehr an die gestrige Abendstunde auf der Dachzinne denken mit dem Halbmond, dem aufdringlich duftenden Mokka und den Mädchen auf ihren farbigen Polsterpuffern unter den Blüten um seine Füße; wie eine wüste türkische Haremsszene erschien ihm alles; er wollte sich erbrechen darüber; mit allen zehn Fingernägeln hätte er jedes Fetzen Zeit festhalten mögen bis zu seiner Predigtspflicht am Fest. Und doch, da die Wohnung längst von Geschäftigkeit, Flüstern und Trippeln der vier Frauen wimmelte, schlug endlich sein letztes Minutlein, und er trat aus der Tür unter die Schar seiner Weiber.

Er trug aber ein nasses Handtuch um seine Stirn und Augen geschlungen und behauptete zähneklappernd, vor unerklärlichen Schmerzen die Augen nicht auftun zu können. Und mit geschlossenen Lidern, eine von der Witwe geliehene schwarze Brille auf der Nase, ließ sich der Hasenfuß von der erschreckten Frauenschar gleich einem Blinden zum Missionshaus und ins Sekretariat führen.

„Was?“ rief die Sekretärin, „noch einer, wo schon der Vertreter von Mozambique abgesagt hat?“ sprang auf und hatte dem verblüfften Klosterschüler auch schon die Brille von der Nase gerissen, um sein Übel zu untersuchen. Und ach! Da starrte sein entsetzter Augenstern in ihren scharfen Augenstern, und erbleichend und stammelnd erkannte er Gottes Hand und stand, wieder zu sehen.

Er mußte eine halbe Stunde später vor der unzählbaren Festgemeinde die Grüße seiner Anstalt vorbringen und ein paar Worte daran flechten. Aber was aus den paar von ihm verlangten Worten im Sturme seiner Erregung wurde — dies zu schildern übersteigt Menschenkunst. Selbst die Sekretärin, die, die Hände voller Papiere, von hinten in den Saal geschlichen war, um schnell heimlich eins der Vorstandsmitglieder um eine Auskunft anzugehen: selbst sie blieb unter der heißen Glut dieses eine schwere Schuld Andeutenden und eine unverdiente Erlösung flehentlich von Gott Erhoffenden bewegt stehen und schüttelte mehrmals nachsinnend den Kopf.

Er kam im Hinauswallen bei ihr vorbei. Und sie konnte sich nicht enthalten, ihn in ihrer trockenen bestimmten Art schnell zu fragen: Was es mit der schwarzen Brille auf sich gehabt? Und ob ihn die heiße Witwe mit ihrer Töchtterschar in eine unziemliche Verwirrung gestoßen? Die Witwe sei nämlich noch nicht lang bekehrt, und dem Vernehmen nach hätten große Verluste, die sie aus Lässigkeit und Eingebildetheit beim Weiterführen von ihres Gatten Vergoldergeschäft erlitten, sie zum Anschluß an die mildtätige Gemeinde der Gläubigen veranlaßt.

Sie beendete dies Gespräch bereits aus

ihrem Glasverschlag heraus, in den sie wieder eintrat, und halb über ihre schmale und schon ein wenig altjüngferliche Schulter hinweg. Er aber trat nun ebenfalls ein, faßte ihre feine, energische (fast hätte ich gesagt geistvolle) Hand und berichtete ihr in stoßweisen Worten seine Geschichte.

„Ja, und wen haben Sie nun heute zuerst erblickt?“ schrie die Sekretärin voller Schreck auf und sah ihn gänzlich entgeistert an. „Mich? Aber das kann Gott der Herr nicht wollen! Um des Himmels willen: ich — und Sie. Lieber Vater: Nein, dieser Kelch . . .!“

Und sie schlug die schlanken, gescheiten Hände zusammen und hob sie zitternd zum Himmel empor.

Zusammen pilgerten er und sie am Nachmittag (nachdem der Abschied von der Witwe und ihren Töchtern in einiger Verdrossenheit erfolgt war) durch Feld und Wald zu dem stillen Waldklösterlein empor. Hier wollten sie ihren Fall dem Herrn Vorsteher als höchster irdischer Instanz vortragen. Dieser lag zwar an einem Knöchelbruch zu Bett, empfing sie aber dessen ungeachtet sogleich und vernahm mit Erstaunen die Frage, ob das Paar nun tatsächlich wider Willen von Gott zusammengeführt worden sei? Nein! Wie konnten sie so etwas denken: Gott ließ sich nichts abzwängen — vielmehr gehörte dem ungeduldigen Herrn Schüler ein ernstlicher Tadel für derartige Scherze mit der Vorsehung.

Die gescheite Sekretärin mit ihren schönen, dunkeln Augen atmete bei diesem Freispruch bewegt auf und dankte dem Abt und im selben Atemzug dem lieben Gott von Herzen.

Aber wie nun auch der Klosterschüler mit fast haargenau dem gleichen Atemzug seiner Erleichterung Ausdruck gab und mit demselben Dankesstammeln zu Gott — da maß sie ihn plötzlich scharf und mit einer deutlichen Zornröte unter ihrem klaren Haaransatz tief in der Stirn. Denn bisher war sie, die aus feiner Basler Familie stammte und über ein sehr beträchtliches Vermögen verfügte (was er allerdings nicht ahnen konnte) — sie war sich als die ein-

zige Leidtragende vorgekommen und hatte gefunden, ihre Erklärung durch das Schaffhauser Predigerlein sei eine Dreistigkeit, und er hätte wesentlich geringere Hoffnungen zu hegen.

Mit schlecht verhehlter Gekränktheit forderte sie ihn nach dem Abschied vom Vorsteher auf, ihr noch etwas vom Kloster zu zeigen; denn von ihm wegzugehen, ohne ihn für die erwiesene Beleidigung doch noch irgendwo ein klein wenig gedemütigt zu haben, dies ließ ihr verletzter Stolz nicht zu.

Sie traten ins Kirchlein. Er erläuterte ihr ahnungslos ein paar Grabsteine und führte sie dann die enge Stiege hinauf in die Orgel. Diese trat er oft zu den Gottesdiensten, wie er überhaupt ein Donnerskerl in allen möglichen Künsten war; er wollte ihr zum Abschied noch ein Präludium spielen.

Aber wie sie nun die letzten Stufen des Orgeltreppleins erklimmen, siehe, da leuchtete ihnen von der Wand hernieder in funkelnden Goldbuchstaben, von der Abendsonne durch das helle Kirchenfenster waagrecht angestrahlt, der Spruch entgegen: Herr, Dein Wille geschehe! Und erst fuhr sie deutlich, dann aber auch er bei dem Mahnen dieser Feuerlettern zusammen, und unwillkürlich streiften sie zutiefst erschrocken jedes das andere mit einem forschenden Blick.

Mit zitternder Hand öffnete er Orgel und Notenbuch, mit zitternder Hand und bewegter, zarter Brust blätterte auch sie ein daliegendes Kirchengesangbuch auf, blätterte und beugte sich auf einmal mit neuem Schrecken über die abgegriffenen Blätter, denn nichts anderes unter den unzähligen Versen des Psalters hatte sie entdecken müssen als just die längst vergessene Strophe:

Kein Haar von meinem Haupt,
Kein Sperling fällt vom Dach,
Gott hätt es denn gewollt.
Herr, führ Du meine Sach!

Sie bat, er möge sie zu diesem Liede begleiten. Sie sang es in dem leeren, hallenden, sonneschimmernden Kirchlein mit einer wunderschönen Stimme. Während sie sang, glitt ihr Blick durch ein südliches

Kirchenfenster über die Kronen der dunkeln Kastanienbäume. Da lag unten das warme Rheintal. Über die blauen Berge des Jura herüber aber schimmerten mit der Helle eines weißen Brautkleides die Alpen. Sie schimmerten durch die alten, wässerig rötlichen und bläulichen Gläser der Scheiben so merkwürdig sehnsuchterweckend, daß das sonst so selbstsichere und unnahbare Mädchen mitten im Gesang das Buch zuwarf, zu ihm herumfuhr, mit ihren Händen seine Hände auf den Tasten anhielt und ihn mit Tränen in den Augen fragte, warum er Gott gedankt habe, da er sie los geworden sei.

Er antwortete sogleich: Weil ihn bei ihren Gesprächen im Heraufsteigen durch Tal und Berg gedünkt habe, daß an ihrer Seite kein leichtes Leben zu führen sein müßte, bei ihrem harten, bestimmten Köpflein.

„So?“ sagte sie und sah ihn durch noch mehr Tränen an — „aber ob er nicht meine, daß gerade einem so unchristlichen Glushti, wie er einer sei, eine klare und bestimmte Frau nottue?“

Indem er antworten wollte, drehte er geschwind noch einmal das Gesicht gegen den Bibelspruch an der Wand — aber der war mittlerweile nicht etwa erloschen, sondern strahlte nur in immer blendenderer Flammenschrift: Herr, Dein Wille...

Da duckte er unwillkürlich sein Schaffhauser Rebellenköpflein ein wenig, sah sie durch sein schräges Brillengestell hindurch kleinlaut an und zuckte demütig die Achsel.

„Doch“, sagte er.

Und dies Wort der Demut war die erste Stufe zu seiner nachmaligen Erhöhung.

Denn nachdem sich die zwei noch mehrmals in Versammlungen, Bibelkränzlein und Betstunden gesehen hatten und sich jedesmal eingehender miteinander befaßt, erkannten sie endgültig Gottes Hand und Willen in der Art, wie er sie einander zu erkennen gegeben, und als sie Mann und Frau geworden, trug sie auf den starken Schwingen ihres Geistes den aufmerksamen Pfiffikus schnell von Stufe zu Stufe aufwärts zu nicht geringer geistlicher und weltlicher Ehre.»